

# Aus Märchen der Wirklichkeit

Autor(en): **Gorki, Maxim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **15 (1920)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351940>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ganzes Kleidungsstück hatten sie auf dem Leibe, keine Wäsche, keine Seife, kein Bad, nichts. Als mich die Soldaten in zehnfachem Kreise umringten, konnte ich kaum Atem schöpfen, solch ein Geruch strömte aus diesen schmutzigen Menschenleibern. Ich wollte ihnen vom Frieden sprechen, von Menschenliebe, nichts von alledem, sie schimpften auf ihre vermeintlichen Feinde, sie würden jeden ermorden, jedem die Augen ausstechen. Man habe ihnen Bilder gezeigt von Soldaten, Kameraden, denen die Augen ausgestochen waren, der Bauch aufgeschlitzt und mit Stroh gestopft. Sie wollen ihre so verstümmelten Kameraden rächen. Ich sagte ihnen, solche Bilder wurden auch ihren Feinden gezeigt, wo ihr angeblich auch ähnliche Greuel verübt hätten. Sie sahen mich ganz erstaunt an! Den Trick erfanden alle Kriegsführenden, um ihre Soldaten mordgierig zu machen. Ich sah solche Bilder zur Genüge, auch aufrührerische Reden fanden die Feldherren genug, um ihre Soldaten aufzuheben.

Ich blieb eine Woche in dem Gefangenenlager, bis zu ihrem Austausch. Jeden Tag kam ich zu den Soldaten und jeden Tag ließ sich mit ihnen ruhiger sprechen. Am ersten Tage drohte mir der eine sogar, mich zu ermorden; es werde kein Hahn nach mir krähen. Vor dieser Drohung erschrak ich nicht im geringsten und sagte nur, er solle sich schämen, er, ein kräftiger Mann, sollte doch auch etwas anderes können als nur morden. Ich brachte den Gefangenen jeden Tag etwas mit, Zeitungen, Zigaretten, Nähfäden und Nadeln, denn die Löcher an ihrer Kleidung waren gar zu groß. Jeden Tag wollten einige fliehen, und mit Mühe konnte ich sie von einer Flucht abhalten, denn es waren kurz vorher 8 Mann geflohen und an der Grenze erschossen worden. Nur fort wollten sie, trotz allem; sie wollten und konnten keine lange Gefangenschaft ertragen. Pro Tag bekam jeder Gefangene 600 Gramm gutes Brot, auch erträgliches Essen; die Baracken waren sehr schlecht, durch lange Benutzung alles ruiniert. Arbeit gab es genug, aber es wurde zur Zeit, als ich dort war, niemand gezwungen zu arbeiten.

Als ich eines Morgens meinen Besuch machte, war die Erregung im Lager groß, denn beim Wasserführen wurde ein Soldat vom Wasserfaß erdrückt. Seine Kameraden hatten nun wieder Grund, auf den Feind zu schimpfen, der sie solch schwere Arbeit verrichten lasse. Ich schrieb diesen Unfall einer Ungeschicklichkeit zu. An der Beerdigung dieses

Verunglückten wollten alle Gefangenen teilnehmen, aber das wollte der Kommandant nicht erlauben, da er nicht genügend Wachtpersonal hatte, doch erteilte er für ca. 2—300 Mann die Erlaubnis zum Ausrücken. So gut es ging, machten sich diese Soldaten schön, und im Spitalhof wurde die Leichenzeremonie von zwei Priestern vorgenommen. Ein einbeiniger Gefangener, ein schon älterer Mann, kam auch herangehumpelt und vor Leid und Verzweiflung stach er sich bei der Leiche ein Messer ins Herz. Er war sofort tot. Einen Tag vorher bot ich dem Unglücklichen Tabak an; er sah mich dabei mit todestraurigen Augen an, die ich nie vergessen werde. Die Aufregung unter den Gefangenen war durch diesen traurigen Vorfall groß. Seite an Seite machte ich dann mit ihnen den Weg zum Friedhof. Dieser Friedhof! Endlose Gräberreihen, mit kleinen Holzkreuzen versehen, die Namen unleserlich. Unendliche Reihen von jungen Menschenleben faulten da unter fremder Erde.

Aus glaubwürdigem Munde wurde mir erzählt, woher das große Sterben unter den Gefangenen kam. Die Regierung schickte zeitweise Schuhe, Kleider und Lebensmittel für die Gefangenen, doch all diese guten Sachen erreichten die Unglücklichen nicht. Alles wurde vom Aufsichtspersonal gestohlen. Es war dies noch zu einer Zeit, wo 10,000 von Gefangenen in den Baracken waren. Kein Mensch nahm sich damals ihrer an. Im Winter wateten diese Menschen barfuß durch tiefen Schnee in die umliegenden Dörfer, bettelnd um einen Bissen Brot. Die Bauern gaben nichts, denn die Regierung strafte jeden, der einen Gefangenen beschenkte. Die Misthaufen durchwühlten die Gefangenen nach etwas Eßbarem und die ekelhaftesten Sachen wurden mit Bier verschlungen. Einmal kam ein Waggon vollständig verdorbener Würste an der Station des Lagers an. Der Kommandant befahl, diese Würste sofort zu vergraben. Die Gefangenen gruben diese aus und mit Heißhunger wurde das verdorbene Zeug gefressen. Duzende der jungen Menschen starben unter den größten Qualen. Der Kommandant befahl nun, die Würste auszugraben und in die Abortsenkgruben zu werfen. Am nächsten Tage erkrankten wieder viele der Armen, und es stellte sich heraus, daß sie auch von der Senkgrube die Würste geholt und gegessen hatten.

Man kann aus diesem einen Vorfall ersehen, was die Gefangenen an Hunger und Entbehrungen aller Art ge-

## Aus Märchen der Wirklichkeit.

Von Maxim Gorki.

Auf dem kleinen Bahnhofplatz in Genua hat sich ein dichter Volkshaufen versammelt. Es sind vorwiegend Arbeiter, auch viele solid gekleidete, wohlgenährte Personen sind darunter. An der Spitze des Haufens stehen die Mitglieder der städtischen Verwaltung. In der Luft flattert die schwere, kunstvoll mit Seide gestickte Fahne der Stadt und neben ihr glitzern die bunten farbigen Fahnen der Arbeiterorganisationen. Die Quasten, Franzen, Schnüre und die Spitzen der Fahnenitangen glänzen von Gold, die Seide knistert, und wie ein halblaut singender Chor ertönt das Gesumme der feierlich gestimmten Menschenmenge.

Ueber ihr auf hohem Sockel ragt die schöne Gestalt des Columbus empor, dieses Träumers, der soviel leiden mußte, weil er glaubte, und den Sieg davon trug, weil er glaubte. Auch heute noch schaut er auf die Menschen herab, als wollten seine Marmorlippen sagen:

„Nur die fliegen, die da glauben!“

• Rings um den Sockel, zu seinen Füßen, haben die Musikanten ihre Messingtrompeten aufgestellt und das Messing glänzt in der Sonne wie reines Gold.

Das schwarze Marmorgebäude des Bahnhofes steht wie ein offener Halbkreis da und hat seine Flügel ausgebreitet, als wollte er die Menschheit umarmen. Aus dem Portal bringt das dumpfe Keuchen der Lokomotiven, Rattengeklirr, Gepfeife und Geschrei; auf dem mit heißem Sonnenlicht übergoßenen Blase ist es ruhig und drückend heiß. Auf den Balkons und an den Fenstern der Häuser stehen hellgekleidete Frauen mit Blumen in den Händen, festtäglich gepuzte Kindergestalten, die selbst wie Blumen aussehen.

Da pfeift eine Lokomotive, die sich dem Bahnhof nähert. Die Menge gerät in Bewegung. Schwarzen Vögeln gleich fliegen einzelne Hüte in die Luft, die Musikanten greifen nach ihren Instrumenten; ein paar ernste ältere Männer treten hervor, wenden sich mit dem Gesicht der Menge zu und sprechen, eifrig mit den Händen fuchtelnd, auf sie ein.

Schwer und langsam weicht die Menge auseinander und läßt einen breiten Ausgang nach der Straße zu frei.

„Wen erwartet man hier?“

„Die Kinder aus Parma.“

Dort unten in Parma waren die Arbeiter in Auszustand getreten. Die Unternehmer wollten nicht nachgeben, die Lage der Arbeiter wurde immer schwieriger. Darum haben sie ihre Kinder, die schon vor Hunger zu kränkeln begannen, zu ihren Genossen nach Genua gesandt.

Hinter den Säulengängen des Bahnhofes kommt jetzt eine sonderbare Prozession von kleinen Menschen hervor; sie sind nur halb angekleidet und sehen in ihren Lumpen wie seltsame, zottige Tierchen aus. Sie marschieren zu fünf in einer Reihe, sich fest an den Händen haltend... seltsam, klein, verstaubt und sichtbar ermüdet. Ihre Gesichter sind ernst; aber die Augen erglänzen lebhaft und klar, und als die Musik ihnen zu Ehren den Garibaldimarsch anstimmte, huscht ein fröhliches, zufriedenes Lächeln über diese magern, spizen, hungrigen Gesichter.

Die Menge begrüßt diese Menschen der Zukunft mit ohrenbetäubendem Geschrei; die Banner neigen sich vor ihnen, die Trompeten schmettern. Die Kinder sind von diesem Empfang ein wenig verwirrt, sie weichen einen Augenblick zurück; aber auf einmal haben sie die Reihen geschlossen, sich zu einem Körper zusammengeballt und Hunderte von Stimmen, die aus einer Kehle zu kommen scheint, brechen in den Ruf aus:

„Viva Italia!“



litten haben. Unterdessen feierte das Aufsichtspersonal des Lagers täglich Festessen mit Musik und Tanz. Die Offiziersküchen waren mit allem Guten versehen, was sich nur ein Schlemmermagen wünschen kann. Gleichgültig, mit keiner Miene, keinem Blick nahmen die Herren zur Kenntnis, daß Menschen in ihrer Nähe zu Tausenden zugrunde gingen. Gestohlen, gepreßt, versoffen wurde der für die Gefangenen bestimmte Teil. Der Friedhof nahm erbar-mungsboll die Unglücklichen auf.

Verschiedenen Nationen gehörten die Toten an; nun lagen sie alle still ohne Mordgedanken, ohne verzweifelte Sehnsucht nach ihrem Heim im Herzen. Ich ging alle Reihen durch, versuchte die verwischten Namen zu lesen. Auf einmal erscholl der Abschiedsgefang der Gefangenen für ihren Kameraden. Schön und ergreifend in dieser großen Einsamkeit. So schwindlig wurde mir, daß ich mich am Fuße des inmitten des Friedhofes stehenden Kreuzes setzen mußte. Dort weinte ich die bittersten Tränen meines Lebens. Wie viele solch endloser Friedhöfe gibt es nun auf der Welt? Traurige Stätten und Zeichen einer Unkultur.

Das große Spital, aus vielen Baracken bestehend, besuchte ich auch oft. Das Spital war gut geleitet und ziemlich sauber in der Nähe eines Waldes. Massenhaft gab es Geschlechtskranke, eine Geißel der Menschheit. Die Kranken kannten mich schon und riefen mir im Vorbeigehen, ich solle sie doch besuchen. In einer anderen Baracke waren Krüppel untergebracht, die versuchten, ihre künstlichen Glieder zu gebrauchen. Auf diese Baracke machte mich ein Mann besonders aufmerksam. Er sagte, diese Menschen seien genesen, können aber nicht entlassen werden, da sie sich zum Teil kaum bewegen können, möchten aber beschäftigt sein und langweilen sich riesig. Auch denen brachte ich Defektstoff und Tabak und Zigaretten. Ein Mann, dem die Finger an beiden Händen abgefroren waren, versuchte sich eine Zigarette zu drehen, drei verdarb er und mußte sehen, wie gerne er auch rauchen möchte, er kann nicht, seine heillosen Kameraden nahmen sich seiner an und steckten ihm eine Zigarette in den Mund. Ich sah eine ziemlich kräftige Gestalt am Tische sitzen, ihr fehlten aber beide Beine, den Mann sah ich dann mal auf seinen beiden Prothesen humpeln. Einem jungen Burschen fehlten beide Arme, auch er hätte gerne geraucht, es ging aber noch weniger als bei dem, der

die abgefrorenen Finger hatte. Ich verschaffte dem Armlosen eine Zigarettenspitze und glücklich hielt er sie dann im Mund. Nächtelang lag ich schlaflos, immer das Los dieser unglücklichen Menschen vor Augen. Bedauernswerte Menschen waren auch in diesem riesigen Barackenlager, die vielen Tausende von Flüchtlingen und Internierten. An einem Tage allein kamen aus Deutschland 54 Waggons Unglückliche an, die der freundliche Staat ausgewiesen hatte. Kann man das schildern, den Zug der Mütter und Kinder, die abgehärmten Männer, ausgehungerte Skelette, mit Bündeln ihrer armseligen Habe belastet. An manchem Mutterock hingen 5—6 blasse Kindergestalten und wie sah die Mutter aus? Kann man das beschreiben? Welch elendes Heim erwartete sie alle da? In Baracken zusammengepfercht, kaum einen Bissen zum Essen, inmitten eines unglücklichen Landes. Dort hatte ich eine Vision, ich sah einen hilfsbereiten Staat, der nicht nur Milliarden für Kriegszwecke ausgibt, der auch für Kriegsgeächtigte sorgen kann, der inmitten einer herrlichen Landschaft für diese gequälten Menschen eine Heimstätte gründet. Diese Menschen würden arbeiten, pflügen, säen, ernten, Werte schaffen für alle möglichen Industrien und um großzügige Landwirtschaft zu betreiben. Es ist Holz, es gibt Baumaterial, im franken Europa frieren und hungern wir und unsere Arbeitskraft geht zugrunde. A. G.



## Wohnungsnot und Genossenschaft.

E. S. Es ist 4 Uhr. Die Kinder meiner Klasse verlassen das Schulzimmer. Ich schicke mich an, einige Hausbesuche bei meinen Schülern zu machen. Wo gehe ich zuerst hin? Wo ist es am dringendsten nötig, das Milieu der mir anvertrauten Kinder kennen zu lernen, um ihnen in Beurteilung und Behandlung gerecht zu werden? Sofort setze ich da die Kleine in der vordersten Bank vor mir, die, obwohl normal begabt, den ganzen Tag nie ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand lenken kann, die in Handarbeit und schriftlicher Arbeit oft plötzlich total versagt, die in ständiger Unerträglichkeit mit ihren Mitschülern sich selbst und die andern fortwährend quält. Bald bin ich im Heim des Kindes. Eine enge Stube mit schmalen Fenstern, die für die vierköpfige Familie der Wohnraum und mit den zwei Betten zugleich der Schlafraum ist. Die beiden andern Zimmer

„Es lebe das junge Parma!“ schreit die Menge, die auf sie zustürzt.

„Evviva Garibaldi! rufen die Kinder und dringen wie ein grauer Keil in die Menge hinein, um dort zu verschwinden.

In den Fenstern der Hotels, auf den Dächern der Häuser flattern, gleich weißen Vögeln, unzählige Tücher, ein Blumenregen ergießt sich von dort auf die Köpfe der Menge, fröhliche laute Rufe erklingen.

Alles sieht festtäglich aus, alles lebt auf, selbst der graue Marmor blüht in hellen Farben.

Fahnen flattern, Hüte und Blumen flattern durch die Luft; über den Köpfen der Erwachsenen tauchen kleine Kinderköpfe auf, greifen nach den Blumen und begrüßen die Menge. Und alles weit übertönend klingt ununterbrochen der machtvolle Ruf:

„Viva il socialismo!“

Jedes Kind fühlt sich ergriffen, auf die Schulter der Erwachsenen gehoben, von rauhen, schnauzbärtigen Männern an die Brust gedrückt. Die Musik ist bei dem allgemeinen Lärm, dem Lachen und Schreien kaum noch zu hören.

Man sieht Frauen durch die Menge schwirren, die die übriggeliebenen Kinder an sich nehmen wollen. Man hört sie rufen:

„Sie nehmen zwei, Annita?“

„Ja. Sie auch?“

„Und eins für die lahme Marguerita...“

Überall begegnete man fröhlich erregten, festtäglichen Gesichtern, leuchtenden, freundlichen Augen. Hier und da sieht man die Kinder der Streikenden bereits ein Stück Brot kauen.

„In unserer Zeit dachte man nicht an so etwas!“ sagt ein Greis mit einer Vogel Nase und einer schwarzen Zigarre im Munde.

„Und wie einfach ist es doch!“

„Ja, so einfach und so vernünftig!“

Der Alte nimmt die Zigarre aus dem Munde, betrachtet nachdenklich das eine Ende und streift feufend die Asche ab. Gleich darauf sieht er zwei Kinder aus Parma, offenbar zwei Brüder, neben sich stehen, macht ein grimmiges Gesicht, stülpt den Hut über die Augen und breitet die Arme weit aus. Die Kinder, die ihn erst ganz ernst anblicken, schmiegen sich eng aneinander und weichen mit ängstlichem Gesicht zurück. Der Alte duckt sich plötzlich und fängt laut an zu krähen. Die Kinder lachen fröhlich auf und hüpfen mit den nackten Beinchen auf dem Pflaster herum. Der Alte steht auf, rückt den Hut zurecht und entfernt sich unsicheren Schrittes, offenbar in der Meinung, seine Schuldbigkeit getan zu haben.

Ein buckliges, grauhaariges Weib mit dem Gesicht einer Hexe und struppigen, grauen Haaren auf dem knöchigen Kinn steht am Sockel des Kolumbusdenkmals, weint und trocknet sich immer wieder die rotgeränderten Augen mit dem Ende eines verblichenen Schals ab. Sie ist häßlich, ihre Hautfarbe ist dunkel, und sie erscheint so felsam und vereinsamt inmitten dieser freudig erregten Menschenmenge.

Längelnden Schrittes geht eine schwarzhaarige Genueserin vorüber; sie führt ein siebenjähriges Menschein mit Holz-pantoffeln an den Füßen und einen bis an die Schultern reichenden grauen Hut an der Hand.

Es schüttelt den Kopf um den Hut in den Nacken zu werfen, dieser aber rutscht ihm immer wieder auf seine Nase herab. Die Frau reißt ihm den Hut vom Kopfe und singt laut irgendein Lied, während sie ihn lachend in der Luft schwenkt. Der Knabe hat den Kopf zurückgeworfen, er lacht übers ganze Gesicht, sieht sie an, springt dann in die Höhe, greift nach seinem Hute und beide verschwinden in der Menge.

Ein hochgewachsener Mann mit nackten, ungeheuren Armen



der Wohnung sind an Aftermieter abgegeben. Die Mutter klagt mir, daß die Kinder immer so unruhig schlafen. Es sei ihr so unangenehm, daß abends oft noch die Zimmermieter in die Stube kommen, aber sie könne sie auch nicht hinaus schicken, sie arbeiten den ganzen Tag im Freien und sehnen sich dann nach einer warmen Ecke. Die beiden vermieteten Zimmer hätte sie wohl selber nötig, aber die Miete sei im Oktober neuerdings gesteigert worden. Nun hatte ich den Schlüssel zu dem zerfahrenen, aufgeregten Wesen meiner Schülerin. Eine eigene Lagerstätte, ein ungestörter Schlaf und das körperlich und geistig gut veranlagte Kind könnte sich entwickeln, während es heute an Leide und Seele täglich schwer bedroht ist. Ohne einen Ausweg zur raschen Abhilfe zu sehen, verlasse ich bedrückt die enge Stube, um in der nächsten Straße eine gar stille Schülerin aufzusuchen, die mit ihren 10 Jahren das Aussehen eines siebenjährigen Kindes hat und jeden Morgen mit müden Augen zur Schule kommt. Ich trete in ein Parterrezimmer, zu dem kein Sonnenstrahl den Weg findet. Der kleine Raum ist mit Möbeln überstellt, aber alles ist peinlich sauber gehalten. Die Mutter erzählt mir, daß diese Stube und das Nebenzimmer die ganze Wohnung für die aus acht Personen bestehende Familie sei, dabei habe sie die Berechtigung, die nebenan liegende Küche vor den Hauptmahlzeiten je eine halbe Stunde zu benutzen. Sie habe lange, lange Zeit tagtäglich eine Wohnung gesucht, aber nichts gefunden für ihre sechs Kinder. Nun habe sie sich abgefunden mit dieser Enge, es sei ja keine Wohnung aufzutreiben. Bei diesem Bericht kam mir der Ausspruch der Mutter eines ehemaligen Schülers in Erinnerung, der mir gesagt hatte: „Wenn wir abends zu Bett wollen, stellen wir die Stühle auf den Tisch, daß wir uns eine Lagerstätte richten können.“

Wollen wir uns da noch wundern, wenn solche Kinder, die jeden Morgen unausgeruht zur Schule kommen, im Unterricht verfallen, im Verkehr mit den Mitschülern gereizt, ja oft genug roh sind? Liegt nicht in diesen erbärmlichen Wohnverhältnissen eine Grundursache der immer erschreckender überhandnehmenden Tuberkulose? Wohl ist man dann bereit, auf dem Wege der Wohltätigkeit Geldmittel für die Erstellung von Sanatorien für die Kranken zu schaffen, aber das Uebel an der Wurzel zu packen, dazu kann sich ja unsere heutige Gesellschaft heute nicht entschließen. Sonst wäre man ja längst dazu gekommen, die Wohnräume zu rationieren. Daß auf diesem Weg nichts zu erreichen ist, haben wir nun sattem erlebt. Die bürgerliche Mehrheit unserer Behörden betrachtet es als selbstverständlich, daß die Besitzlosen in engen Räumen zusammengepfercht leben, während die Besitzenden Räume im Ueberfluß zur Verfügung haben und in ihrer Behaglichkeit nicht eingeengt werden dürfen.

Aus der furchtbaren Wohnungsnot unserer Zeit heraus führt ein Weg heraus, der für jeden zu begehren ist. Er heißt: Selbsthilfe durch die Genossenschaft. Wenn es gelingt, weite Kreise der Arbeiterschaft und des Mittelstandes, der ja durch die rasch fortschreitende Geldentwertung immer mehr proletariisiert wird, in Baugenossenschaften zusammenzufassen, so wird dadurch die Möglichkeit geschaffen, große Flächen wertvolles Bauland in den Gemeinbesitz der Genossenschaft überzuführen und auf genossenschaftlicher Grundlage zweckmäßig zu besiedeln. Durch solch genossenschaftlichen Zusammenschluß kann das Bauland der Spekulation entzogen werden und es können Häuser errichtet werden, die wirkliche Heimstätten sind und die nicht den wahn sinnigen Mietpreissteigerungen der heutigen Bauten des Privatkapitals ausgesetzt sind. Bieleorts bricht sich denn heute auch die Erkenntnis Bahn, daß durch die Genossenschaft eine Gesundung unserer Wohnverhältnisse herbeigeführt werden kann.

und einem Lederschurz hält ein sechsjähriges Mädchen auf seiner Schulter und spricht zu der neben ihm herschreitenden Frau, die einen Knaben mit feuerrotem Haar an der Hand führt:

„Du verstehst, wenn sich dieser Brauch Eingang verschafft, wird es schwer sein, uns unterzukriegen he?“

Und er lacht mit lauter, tiefer, triumphierender Stimme, seine kleine Last in die blaue Luft emporwerfend:

„Oviva il socialismo!“

Die Leute verschwinden, die Kinder mit sich forttragend oder führend. Auf dem Platz bleibt nichts zurück als ein paar zerbrückte Gruppen Blumen, Konfektpapier, eine fröhliche Gruppe von blauen Dienstmännern und über ihnen die edle Gestalt des Mannes, der die neue Welt entdeckte.

Aber aus den Straßen, die gleich ungeheuren Röhren auf den Platz münden, erschallen fröhliche Klufe von Menschen, die dem neuen Leben entgegenstreiten.

Es sind in jüngster Zeit überall, in Städten sowohl als in größeren Ortschaften, Baugenossenschaften gegründet worden, welche im Wohnungswesen in wirtschaftlicher, hygienischer und technischer Beziehung wertvolle Reformen durchzuführen und möglichst bald gesunde und zweckmäßige Wohnungen schaffen wollen.

Hier soll vor allem aus die „Allgemeine Baugenossenschaft Zürich“ genannt werden, welche durch ihre Statuten jedem die Tore weit öffnet und welche dann, wenn sie durch die einbezahlten Beiträge einer großen Mitgliederzahl und die einbezahlten Anteilscheine eine gewisse Kapitalkraft besitzt, einem Großteil ihrer Genossenschafter wohnliche Heimstätten schaffen wird. Die Häuser werden durch die Genossenschaft erstellt und b leiben, ob Reihenhäuser oder Ein- und Zweifamilienhäuser, im Besitz der Genossenschaft. Die Wohnungen werden, wenn einmal im Großen gebaut werden kann, zu möglichst niedern Mietpreisen an die Mitglieder abgegeben, wodurch die Preise auf dem gesamten Wohnungsmarkt beeinflusst werden können. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung eines Beitrags von 25 Fr. a fonds perdu, d. h. das Geld wird nicht verzinst und kann, solange man Mitglied der Genossenschaft ist, nicht zurückgezogen werden. Um jedem die Mitgliedschaft zu ermöglichen, kann die Beitragsleistung in monatlichen Raten à 20 Rappen entrichtet werden, bis die 25 Fr. voll einbezahlt sind. Des weitern gibt die Genossenschaft Anteilscheine à 50 Fr. heraus, die verzinst werden. Um auch hier wieder jedem die Möglichkeit zu geben, Anteilscheine zu nehmen, kann der Anteilchein in monatlichen Raten à 2 Fr. entrichtet werden. Selbstverständlich können unter solchen Bedingungen nur dann Geldmittel zum Bauen geschaffen werden, wenn eine ganz große Mitgliederzahl durch Einzahlung des Beitrages der Genossenschaft zinsfreies Geld zur Verfügung stellt. Auch sollte das ersparte Geld der Genossenschafter (sofern sie eben solches besitzen) nicht auf die Sparkasse einer Großbank wandern, sondern in Form von Anteilscheinen bei der Baugenossenschaft angelegt werden, wo es auch zum laufenden Zinsfuß verzinst wird. Dieses Geld gibt der Genossenschaft Kraft zum Bauen; wird es aber auf die Sparkasse der Privatbank getragen, stärkt es die Macht der Banken, welche damit weitem Grundbesitz und neue Liegenschaften in ihren Machtbereich bringen, in Form von Hypotheken und damit indirekt die Mietzinse steigern können.

Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich zählt heute über 2600 Mitglieder. Sie hat bereits Bauland erworben und beginnt jetzt mit der Erstellung der ersten Häuser, wodurch vorläufig einmal 70 neue Wohnungen erstellt werden. Gewiß ist das eine kleine Zahl für Zürich, wo die Menschen so enggedrängt in diesen furchtbaren Mietkasernen wohnen. Hier gilt es nun, genossenschaftliche Solidarität zu zeigen und der neuen Genossenschaft beizutreten. Jeder, der unter den heutigen Wohnverhältnissen leidet, soll beitreten, jeder, der mithelfen will, gesunde Wohnungen zu schaffen, soll Mitglied werden. Jeder kann hier nach seinen Kräften mithelfen, weiten Schichten der Arbeiterschaft Heimstätten zu schaffen, die Raum, Luft und Sonne haben. Im genossenschaftlichen Zusammenschluß liegt ein Weg, dieses Ziel zu erreichen. Um dasselbe rasch zu erreichen, und rasche Hilfe braucht es heute, werden allerdings die Baugenossenschaften überall durch Gemeinde, Kanton und Bund subventioniert werden müssen.

Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich gibt ihren Statuten ein zukunftsgläubiges Geleitwort mit, das ich diesen Zeilen an schließen möchte. Die Not ist ja überall dieselbe und die Wege zum Ziel sind überall dieselben. In der genossenschaftlichen Solidarität liegt ein Weg, einen Großteil von Grund und Boden in den Gemeinbesitz der Genossenschafter überzuführen und zweckmäßig zu besiedeln im Interesse der Gesamtheit.

Das Geleitwort der oben erwähnten Statuten schließt mit folgendem Ausblick in die Zukunft:

Ein froher Ausblick tut sich unserem Auge auf. Grund und Boden sind der Allgemeinheit zurückzugeben, die Häuser gehören ihr und jeder wohnt schön und billig. Zürich ist Großstadt geworden, dehnt sich aus bis nach Dietikon, Seebach, Rüschegg, Rütliberg. Ein vorzüglich eingerichteter Vorortverkehr ermöglicht es jedem, außerhalb des Zentrums der Stadt zu wohnen. Groß-Zürich hat den Charakter einer *C a r t e n s t a d t* angenommen, jeder Bewohner hat zu seinem Heim ein Gärtchen. Überall sehen wir heimelige Wohnkolonien: es sind die Häuser der Allgemeinen Baugenossenschaft. Frohe Kinder spielen auf den Plätzen und glückliche Frauen schauen ihrem Treiben zu.

Wer hilft mit, dieses Ziel zu erreichen?